

Nr. 24. Bromberg, den 31. Januar. 1934



Roman von Hans Friedrich Blunck.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am Schaartor trennten sie sich, nicht ohne Wehmut um die vergangenen Tage. Wessel schritt am Rathaus vorbei. An einem dunklen Haus der Speersort hob er den Klöppel, zögerte und ließ ihn dumpf gegen die Tür fallen. Herrn Svendsons Wächter öffnete.

In der Frühe, als die Menschen zur Arbeit gingen, traf Avelke Wichert ein Mädchen, Gesche mit Namen, das sie früher einmal gesehen hatte und das sie nach Arbeit fragte. Denn sie scheute sich, bei denen vorzufragen, die ihre Mutter gekannt hatten. Jene Gesche nahm sie mit zum Ratskeller, wo sie als Schenkin arbeitete, und es fand sich, daß man Hilfe brauchte. Avelke füllte fortan die Zinnkrüge und Becher und sorgte mit Gesche für das Geschirr. Die Tage gingen, Frau Elkes Tochter sann über ihr Leben nach und war reuvoll zufrieden mit ihrem kärglichen Brot. Nur einmal, als die Menschen vom kommenden Frühling sprachen und von König Erichs Krieg, lag sie eine Nacht schlaflos und fieberte nach der Zeit, da sie als Reisiger ritt.

An einem der Tage sah sie Herrn Hoyer wieder, unter dem sie gedient hatte. —

Nicht weit von den Zapffässern war unten im Ratskeller für die hohen Herren eine Nische unter den Bogengewölben eingebaut, in der braune Bänke um einen offenen Herd gerückt standen. Daneben, auf schwerem eichenen Tisch, lagen allerhand Pergamentbände, Küren und Rechte fremder Städte. Aber zwischen aller Weisheit standen heut leere Krüge wie von einem großen Trunk. Die Herren vom Rat hatten wohl einen hitzigen Tag gehabt.

Herr Quickborn hielt den Tisch noch mit einem letzten Gast. Svendson räkelte sich breit, die Hände gefaltet, im Ehrenstuhl; seine kleinen klugen Äugelein blinzelten zuweilen nach dem Ratsherrn hinüber.

Avelke Wichert stand hinterm Schenktisch.

Der Däne blickte unter den Lidern auf Quickborn, es zuckte ihm in den Augenwinkeln.

„Ich rat Euch nicht mehr, Svendson!"

„Ich riet Euch zur Vorsicht!"

„Kämpft mit Vorsicht gegen die Hoyers, sie werden Euch vierteilen!"

„Ihr klagtet vorhin über meines Königs Hast. Seht, dazu spricht der Heilige —"

Quickborn riß ihm wütend den Kirchenvater aus der Hand; dann setzte er sich näher, so daß der andere ihm nicht entgehen konnte. „Svendson, Ihr schützt Hoyer! Was sagt König Erich dazu, daß Ihr mit städtischen Aufrührern Freund seid?"

Der andere blinzelte lächelnd auf seine Hände. „Jetzt werdet Ihr unvorsichtig, Quickborn!"

Die große Domglocke brandete durch die Gewölbe. Herr Svendson zählte die Schläge, erhob sich und schob einige Tannenkloben näher ins Feuer. „Der Schleswiger Vergleich ist zu mager für König Erich. Gebt Holstein auf!"

Quickborn trommelte mit den Fingern auf den Tisch. „Ihr fordert unsinnig. Ich warne Euch, es gehen reißende Wölfe um, sie könnten eines Tages auch König Erichs Thron anspringen."

Svendson lächelte höflich. „Ihr sprecht von Kriegen, ich sprach von Verträgen. Haltet mir die Waage!"

Sein freundliches Lächeln erstarrte; das Mädchen vom Schanktisch war in die Nische getreten. Ihr Blick fiel Svendson seltsam feindlich an.

„Mir ist, als kennt' ich Euch, Jungfer!" Aber die knixte nur verlegen und flüchtete um die Säule. „Sprecht vorsichtiger, Quickborn!"

„Fürchtet Ihr Weiber?"

„Die Weiber nicht, aber ihre List! Kommt näher, Freund!" Herr Svendson suchte in seiner Erinnerung, irgendwo kreuzte das Gesicht seinen Weg.

Von draußen fuhr der Sturm durch den Schwalch. Wessel kam triefend, den Hut in die Stirn gedrückt, und brachte Briefe für Svendson. Er setzte sich an den Tisch, wartete und starrte unzufrieden ins Licht. Einige Kerzen waren am Versiegen, zuckten auf und fielen in den Becher zurück.

Quickborn stand auf und verabschiedete sich.

„Soll ich gehen?" fragte Wessel hastig.

„Bleib', Freund!" lächelte Svendson, „hier ist ein Brief von dem Deutschen am Kopenhagener Hof, lies ihn selbst. Er sendet dir das Lied von Tyge Hermansen."

Es wurde stiller und dunkler in der Halle. Die braunen Tiere auf Kissen und Wandgehängen, die Wolfsköpfe auf den Stuhllehnen schienen einzuschlummern zu wollen.

Da dröhnten schwere Schritte durch die Halle, Zurufe von den Tischen grüßten die neuen Gäste. Hein Hoyer und seine Hauptleute kamen auf einen Trunk; sie waren einige Wochen auf Fehde in Mecklenburg gewesen und stiegen durstig und schweißgrau geradeswegs vom Pferd in den Keller, froh, wieder in ihrer Stadt zu sein.

Als niemand am Schanktisch war, stand der Jüngste auf und klopfte derb mit dem Ring auf den hallenden Stein.

Zwei Jungfern kamen zugleich hereingehuscht, zapften schelmend die Kannen voll und wollten sich's nicht nehmen lassen, sie den Herren selbst an die Tische zu tragen. Aber als die eine Hein Hoyer den Becher vorsetzte, verschüttete sie vom Wein. Und Herr Svendson, der aufmerksam hinüberschaute, sah, wie ihre Hände sich um die Kanne krampften, sah, wie ihre Augen zufielen und hörte einen dünnen Laut, der von ihren Lippen sprang. Herr Hoyer aber ließ das Kinn auf die Brust sinken; irgendwoher schien ein tiefer Schmerz an seine Stirn zu rühren.

Svendson blickte sehr aufmerksam hinüber; als Hoyer endlich aufschaute, verbeugte er sich, um neugierig mehr zu sehen. Da schien der andere seinen Wunsch zu empfinden, er hob den Kopf, faßte den Becher und trank. Als er absetzte, war das Mädchen entflohen. —

Viel Flugsand war in Avelkes Herz geweht, seitdem sie zu wandern anhob, von ihrer Seele sanken die feierlichen Kränze, die sie einst umwanden. Aber wenn sie auch einsam

war, sah sie in ihren Nächten doch blaue Pferde mit dem Wind über den Himmel jagen, hörte sie in ihren Träumen noch oft ein Pfeifen und ritt wie einst mit Hein Hoyer über die Nebelhügel in die Heide.

14.

Die Tage liefen einsam, Wochen und Monate, die sich rundeten.

Schwere Stunden kamen über Hamburg. Die Glocken läuteten die Menschen zur Messe, aber sie riefen stärker und höher.

„Schepen in See! Schepen in See!" sang der Dom.

„Waakt op, waakt op!" mahnte Kathrinen gen Norden. Heere zogen durch Jütland, wilde Haufen rotteten sich in Holstein zusammen. Und wo der warme Frühlingswind in die Dörfer schlug, braunten und hämmerten die Schieden. „Waakt op!"

„Bliwt eenig, bliwt eenig!" rief Jacobi in gewaltigem Drang. „Bliwt eenig", fielen die anderen ein und durch den flutenden Frühling brauste das Gebet der Türme über alle Dächer in alle Kammern hinab. „Schepen in See, waakt op, bliwt eenig!"

Breitbäuchige Koggen fuhren die stürmische Elbe hinab, die Wacht auf den Wällen wurde verstärkt. Mit gewaltsamer Hand versuchte Hein Hoyer aufzuhalten, was in den Mauern zerfiel. Aber er schuf keine Liebe zum Werk; Rat, Ämter und Gesellen waren trägen Geistes, haderten gegeneinander, mäkelten und schüttelten gleichmütig das Haupt, wenn die Eifernden von der jungen Freiheit sprachen, die über alles ginge.

Der Frühling weckte die Wälder; die Wege wurden lebendig, sie waren voll von Wagen und Pferden, fahrenden Haufen, die gegen klingende Münze zu König Erich zogen. Hamburg wußte davon, die Späher meldeten es.

Auf Holstein zu rechnen, hatte kein Gedeihen. Die Waffentüchtigen des Landes unter Graf Geerd lagen in der Hamme; selten war eine Landschaft so hart ihrer Führer beraubt. Die Bauern suchten zu rüsten und die kleinen Städte sperrten die Straßen für die nordwärts fahrenden Söldner. Der alte Bischof Heinrich, Vormund der Schauenburger, trachtete von Kiel aus das Land zu wappnen. Aber es waren Knaben und Greise, die von den Schlössern kamen, und was ihnen an Volk zuströmte, war nicht kriegsgewohnt; die Häupter der Holsten lagen in der Hamme.

Hamburg durfte nur vorsichtig Rüstungen wagen, sie hätten dem König allzu willkommenen Anlaß zum Eingriff geboten. Es wurden ihrer ohnehin nicht viel. In allen Häusern gab es Männer, die Vergleiche suchten und die vom Aufgeben der neuerworbenen Rechte sprachen, weil sie die Fürsten reizten. Schmähschriften liefen um; man warf Hoyer vor, daß er den mißglückten Bürgeraufstand in Kopenhagen gestützt habe und daß er seine eigenen Gedanken über Hamburgs Wohlfahrt stelle. Andere rieten zur Unterwerfung und Lehnsherrentum, verspräche der König nur der Stadt Handel ungeschoren zu lassen. Bekerholt warb offen für einen Frieden mit Svendson, er wollte den Weg nach Lübeck und den Kanal von der Alster zur Trave für die Stadt gewinnen, die Herzogtümer aber dem König lassen.

Der Däne schwieg dazu.

Hoyer mußte vorsichtig sein und Entscheidungen ausweichen. Er begann zu verhandeln und versuchte des Lauenburger Nachbarn sich zu vergewissern und fragte an, ob Herr Johann einen Vertrag wider Hamburg mit dem König habe. Der Herzog bestritt es, er kam sogar einige Male in die Stadt, aber man wußte, daß er Leute warb und Bergedorf befestigte. Dann wandte sich Hoyer an Svendson. Der wunderte sich baß, traute und mißtraute, verschleppte alles und versuchte schließlich wieder die Häupter der Parteien persönlich an sich zu binden. Er war ein kluger Diener seines Fürsten, der unablässig den Traum des Nordens, ein Reich zwischen Elbe und Schweden im Auge behielt, der aber wohl wußte, daß man eine Stadt wie Hamburg gewinnen mußte, wollte man sie erobern. Auf allen Wegen knüpfte er Verbindungen an und mühte sich gleichzeitig, dem einzelnen zuliebe zu sein und der Stadt Abbruch zu tun. So suchte er auch mit Hoyer zu spielen, mitunter mit dem seltsamen Gefühl, nicht genau zu wissen, wer der Meister war. Aber Svendson hatte Zeit und wartete auf die rechte Stunde.

Zwischen Ostern und Pfingsten lag die große Ratshöge, eine alljährige Frühlingsfahrt, die Hamburg seinen auswärtigen Gästen gab. Man hatte sie diesmal ausfallen lassen wollen, aber es hätte die Spannung vermehrt; Herr Svendson selbst bat, alles zu vermeiden, was falsch gedeutet werden könnte. —

So trabte auch Hoyer durch die Frühe des angesetzten Tags die Alster entlang zum Sammelplatz.

Eine schwere Nacht hatte er hinter sich. Gesandte von Holland waren gekommen, um Zwiste mit der Stadt zu vergleichen. Es waren lebenslustige Brüder, die ihn nach gutem Werk nicht aus den Fingern gelassen. Er hatte bis tief in die Nacht mit ihnen getrunken und sie gegen König Erich zu bekehren versucht. Dänische Kaper hatten Groninger Schiffe aufgebracht ohne offenen Krieg, das kam ihm zustatten. Der Reiters Augen frohlockten; fruchtbare, gutgefüllte Stunden lagen hinter ihm.

Hein Hoyer trieb das Tier an; der Sattel jankte und der Sand spritzte wie Silber unter den flüchtigen Hufen. Ein Brieflein fiel ihm ein, das ihm ein Unbekannter vor seinem Haus zugesteckt hatte. Er fühlte unter den Koller, ob er's noch bei sich hatte, und war gleichgültig zufrieden. Würde wohl ein Gnadengesuch für einen armen Sünder sein oder ein Verrat von Gevatter Bäcker an Gevatter Schneider. Er versuchte im Reiten das Papier zu öffnen, aber seine Hände waren verklammt, fast wär's ihm vom Sattel geglitten. Dann hoben sich schon die ersten roten Dächer durch den grünen Busch, Hörner klangen und Wagen holperten aufeinander zu.

Die Niederländer waren beim Morgentrunk; Herr Esturny mußte gerade ihren gebrannten Zucker kosten und Svendson trank einen Pfeffersaft, von dem er nicht wußte, ob er ihm aus Höflichkeit oder wegen der gekaperten Tuchschiffe eingegeben wurde. Der halbe Rat drängte sich um das Fäßlein, würdige Geschlechtermänner mit spitznäsigen Weiblein und vollbusigen Frauen der neuen Herren. Wiegend und wogend bewegte sich alles in buntem Gedränge, so daß dem Nahenden das Herz im Leibe lachen möchte. Da fühlte Hein Hoyer unwirsch wieder das zerknitterte Brieflein in der Faust. Er riß die Hülle auf. „Heute nacht", stand da in erregter Frauenschrift, „heute nacht verschwor sich der Herr von Lauenburg, die Hamburger Ratshöge abzufangen."

Herr Hoyer las noch einmal, dann schob er das knitternde Papier ins Wams zurück. „Heute nacht", wiederholte er ratlos, seine Augen suchten einen Augenblick irr zwischen Himmel und Wald entlang, dann hatten die Niederländer ihn erspäht und brüllten ihn mit roten Köpfen an. „Heute nacht", wiederholte er noch, begrüßte sie lachend und sah in Gedanken Herzog Johann, der gestern abend mit Freunden im Ratskeller trank. Und er sah eine Magd am Schanktisch, das Herz begann plötzlich rascher zu schlagen, so daß sein Blut ihm rot ins Antlitz fuhr. Er las die Schrift noch einmal, Freude und Schreck ließen die Zeilen tanzen: „Heute nacht" — wiederholte er besorgt.

Einen Augenblick lang erwog Hoyer, das Fest abzubrechen, er wollte es schon mit Simon von Utrecht bereden. Aber er hatte nichts als das Papier, der behäbige Herr Simon ließ sich wegen solchen Wisches nicht seine Höge stören. Der Lauenburger, würde er sagen, unternimmt nichts gegen Gesandte und die Fremden würden nach Hause schreiben, daß Hamburg sich vor seinen eigenen Toren nicht sicher fühle. Kein Kaufbrief würde der Stadt Ware zu Borg schicken.

Während ihm all das durch den Kopf flog, begrüßte Hoyer die Gäste, Karin Jylland vor allen anderen.

Herr Sidenborg von Dordrecht schlug seine Laute zum Trunk, er kannte wohl hundert Lieder, eins süßer als das andere.

„Was soll ich Euch singen, Hauptmann?"

Der schloß nachdenklich die Augen, man sah es kaum unter den Brauen. Um ein Liebeslied möchte er bitten. Da erblickte er den Schreiber Wessel. „Singt vom freien Hisko, der gegen Norden fuhr!"

Klaas Wessel stand abseits der Schar. Er begleitete Svendson und hatte für ein Packtier zu sorgen, das von Körben der Frau Karin schwer war. Er horchte auf, als das Lied klang, seine Augen fanden Hoyer. Da schlenderte der Hauptmann auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand wie den Herren allen, so daß dem Schreiber eine blutrote Welle ins Gesicht schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Teure und folgenschwere Küsse.

In Amerika wurde kürzlich ein Seekadett zu 14 Tagen schweren Arrest verurteilt, weil er sich auf dem Bahnhof von Washington mit einem Kuß gar zu lange und zu ausgiebig von seiner Braut verabschiedet hatte. Das Urteil erscheint hart, aber vielleicht überschritt das Abschiednehmen wirklich das Maß des Erlaubten und vielleicht war die Braut des Kadetten gar nicht seine richtige Braut. Immerhin, der Vorgang in Amerika zeigt wieder einmal, daß man beim Küssen nicht vorsichtig genug sein kann.

Es können die schwerwiegendsten Folgen aus solchem Kuß entstehen. Unter Umständen sogar eine Heirat oder eine gepfefferte Schadenersatzklage, weil dem Kuß nicht die Heirat gefolgt ist. Darin sind besonders die Amerikanerinnen groß, wie die vielen Prozesse zeigen, die in Amerika wegen angeblichen und nicht gehaltenen Eheversprechens geführt werden.

Mr. Scott küßt seine Frau und zahlt 100 Dollar Strafe.

Es ist kein Zufall, wenn eines der meistgelesenen amerikanischen Bücher betitelt ist: „Warnung vor Küssen." In dem Buch werden die jungen Männer ermahnt, und nicht die jungen allein, nicht so leichtsinnig darauf loszuküssen, weil das juristisch zu den schwerwiegendsten Konsequenzen führen kann, was dann an einer Reihe drastischer Beispiele gezeigt wird.

Kußprozesse in Amerika sind überhaupt ein Kapitel für sich. Da waren in Jersey City Mr. und Mrs. Scott. Herr Scott wollte eines Tages seine Frau küssen. Ihm war gerade so. Aber Frau Scott war, was auch wieder eine spezifische Eigenschaft amerikanischer Frauen zu sein scheint, nicht in kußfreudiger Stimmung. Und als Herr Scott Frau Scott dennoch einen Kuß gab, da lief sie zum Richter und verklagte den Gatten. Der Richter verurteilte Mr. Scott auch richtig zu 100 Dollar Strafe, denn, so heißt es in dem Urteil, ein Mann, der seine Frau küssen will, müsse vorher bei ihr anfragen, ob ihr das auch genehm sei.

Mr. Evans wird zum Küssen verurteilt.

Die Frauen haben es bei den amerikanischen Richtern immer leichter als die Männer. Die Männer können sogar dazu verurteilt werden, ihre Frauen küssen zu müssen, auch wenn ihnen das durchaus keinen Spaß macht. Vor diese harte Notwendigkeit versetzt sah sich ein Mr. Evans in Brooklyn. Die Ehe der Familie Evans war nicht besonders. Es gab sehr oft Krach. Und einmal ließ sich der Mann dazu hinreißen, seiner Frau einen Schlag zu versetzen. Natürlich kam es zu einem Prozeß. Mr. Evans entschuldigte sich damit, daß er seine Frau nicht ausstehen könne. Das sei, meinte der Richter, kein Grund, zu einem derartigen Vorgehen. Eigentlich müßte er auf einige Monate ins Gefängnis. Aber das wäre nicht Strafe genug. Und so wurde Mr. Evans dazu verurteilt, Mrs. Evans täglich dreimal zu küssen, morgens, nach dem Diner und vor dem Schlafengehen. Mr. Evans sah seine Frau an. Er wollte, sagte er, doch lieber ins Gefängnis. Der Richter aber schüttelte den Kopf. Die Strafe müsse exemplarisch sein und so blieb es dabei: Mr. Evans hat zur Strafe seine Frau zu küssen.

Er küßt drei Mädchen und brummt vier Monate.

Ein junger Mann hatte in Newyork öffentlich auf dem Broadway drei junge Mädchen geküßt. Natürlich wurde er angeklagt. Wenn er eine geküßt hätte, wäre vielleicht eine Klage auf Ehelichung erfolgt. Aber bei drei Mädchen hat das seine Schwierigkeiten. Der junge Mann entschuldigte sich damit, daß er in feuchtfröhlicher Stimmung gewesen sei und alle Welt hätte umarmen können. Feuchtfröhliche Stimmungen, meinte der Richter, gäbe es in Amerika nicht. Der Prozeß spielte noch vor Aufhebung der Prohibition. Und dann, führte der junge Mann weiter aus, seien die jungen Mädchen so schön gewesen. Er hätte einfach nicht anders können, er hätte sie küssen müssen. Doch auch dieser galante Einwand half ihm nichts. Er mußte auf vier Monate ins Gefängnis.

Ein Kuß kostet eine verlorene Schlacht.

All diese Kußgeschichten sind aber nichts gegen den Kuß, der die Veranlassung war, daß die Engländer während des Burenkrieges eine schwere Niederlage erlitten. Am 27. Februar 1881 wurden die Streitkräfte des englischen Generals Sir George Colley von den Buren bei dem Majubaberg angegriffen und fast gänzlich aufgerieben. Colley selbst wurde getötet.

Damals wurde England in Uruguay von einem jungen Diplomaten vertreten, der sich in eine sehr hübsche Tochter des Landes verliebt hatte. Auf einer größeren Gesellschaft bat er sie um ihre Hand und sie gab ihm ihr Jawort. Auf dieser Gesellschaft war auch der englische General Kerr anwesend, damals noch ein junger Offizier, von dem diese Einzelheiten stammen.

Der junge Diplomat gab der Gesellschaft die Verlobung bekannt. In dem Augenblick, da er seine Braut zum erstenmal öffentlich küßte, wurde ihm ein Telegramm überreicht. Er steckte es in seine Tasche, um es später zu lesen. In seinem neuen Glück dachte er aber nicht weiter an die Depesche, die sein Diener erst am nächsten Tage beim Säubern des Anzugs fand. Als der Diplomat die Depesche entziffert hatte, sprang er entsetzt auf. Das chiffrierte Telegramm enthielt den Befehl, das britische Geschwader, das vor Montevideo lag, sofort nach dem Kap der guten Hoffnung zu senden und die Landung von 1000 Mann und 8 Feldkanonen vorzubereiten, die den Mannschaften von Sir George Colley zur Hilfe eilen sollten.

Es war zu spät, den Befehl auszuführen. Das Geschwader hatte am Morgen den Hafen verlassen. Drahtlose Telegramme gab es damals noch nicht und ein kleines Kanonenboot, das dem Geschwader nachgeschickt wurde, mußte wegen stürmischen Seegangs unverrichteter Dinge zurückkehren. Dieser Kuß hat England eine verlorene Schlacht, verlorenes Prestige und 1000 Soldaten gekostet.

Eulen-Spinnstube.

Geschichte aus dem Kirchturm.

Von **Max Geißler.**

Zwischen dem Gebälk des Kirchturms im kleinen Walddorf, hoch über der Glockenstube, hauste ein Völkchen Eulen. Aus den schmalen Schallöchern hatten sie einen herrlichen Ausblick auf die mondblaue Landschaft, und wenn Winterstürme um die Dächer stoben — sie focht das nicht an.

Nach dem abendlichen Jagdausfluge saßen sie dort beisammen, pflegten der Verdauung, warfen Gewöll aus und schnurrten wie die Katzen am gemütlichen Herdsitz oder wie die Räder der alten Frauen in den Waldhäusern. — Die reine Spinnstube!

Unterhaltung gab's immer genug und ein possierliches Spiel der Mienen und der Nickhäute, wenn die Turmglocke ihre Schläge hinauswirbelte in die Welt. Aber es gab auch andere hübsche Sachen: Man beobachtete, wie die hellen Fenster der Häuser finster wurden, wenn es zehn Uhr geschlagen hatte. Oder man hörte, wie das Horn des Wächters auf der stillen Straße erklang und wie der Schritt des alten Mannes leiser wurde, der den Spieß im Wandern immer neben den rechten Fuß setzte. Stundenlang konnte man da zuschauen! Unten im Menschenland war stets etwas los.

Einmal aber geschah es, daß eine der Eulen von ihrem Jagdausflug auf Mäuse nicht in den Turm zurückkehrte. Es war eine aufregende Geschichte. Das Unwetter, das mit Sturm und Hagel über das Dorf prasselte, konnte die Gevatterin nicht zu Tode gebracht haben. Also blieb nur der Anschlag eines Menschen übrig.

Die Menschen galten in der Spinnstube als ein Geschlecht von fragwürdiger Begabung, und unzuverlässig waren sie obendrein. Man wußte nie recht, wie man sich zu diesen zweibeinigen Geschöpfen stellen sollte. Die Mädel in der Dämmerung, wenn sie eine Eule sahen, deckten ihre Flachshaare mit beiden Händen zu und schrien, weil sie sich einbildeten, die Eulen rauften ihnen die Haare aus, um sie fürs Nest zu verwenden. Die Leute in der Gegend waren von dem Aberglauben nun einmal besessen. Und das kam daher: Vor langen, langen Jahren hatte der Küster in der Dämmerung nachdenklich vor einem Grabe gestanden, bewegungslos und ohne Hut, wie eine Säule. Da setzte sich ihm ein alter Steinkauz auf den Kopf. Als der Mann unter dem Vogel zu hüpfen begann, erkannte das Tier seinen Irrtum und strich mit Geheul ab. Dabei blieb ihm die Perücke des Küsters in den Fängen. Und den gebundenen Sinnen der Menschen war es nun völlig klar geworden: Der zerstreute Kauz hatte den falschen Haarschmuck stehlen wollen!

Nach jedem Anschlag, nach jeder Verfolgung durch Menschen herrschte in der Spinnstube lebhafte Empörung. So auch jetzt. Ein paar Tage vergingen, da machte ein Schleierkauz vor der Krähenhütte des Jägers, gleich drüben am Waldrand, eine Entdeckung. Zuzeiten fliegen die Eulen nämlich auch gern am Tage.

Daß du die Nas ins Gesicht behältst! — Was da auf dem Querholze saß, mit den Flügeln schlug und den Kopf nach oben wandte, das war doch keine andere als die vermißte Gevatterin aus der Spinnstube!

Der Schleierkauz war reich an Erfahrungen. Mit aller Vorsicht bäumte er bei der Krähenhütte auf und äugte scharf hinab. Keine Frage: Sie war es! Aber wie hatte sie sich inzwischen verändert!

Eilig flog er in die Spinnstube, und nach einer Weile kehrte er mit einem halben Dutzend seiner grauen Genossen und Genossinnen zurück. Sie betrachteten sich die Sache. Sehr merkwürdig anzusehen, in der Tat! Manchmal spreizte die Gevatterin auf dem Querholz beide Schwingen, und es war dazu doch gar keine Veranlassung. Manchmal drehte sie den Kopf wunderlich und nickte. Sie war viel lebendiger als sonst, aber ihre Bewegungen wirkten ruckhaft, eckig und lächerlich steif. Schrecklich! Es war, als sei die Gevatterin um den Verstand gekommen.

Und weil es in ihrer Sippe Brauch ist, die Kranken und Altersschwachen mit Stumpf und Stiel zu kröpfen, hielten die Mitglieder der Spinnstube die Stunde für gekommen: eine Ohreule nahm neben ihr Platz auf dem Querholz. Ein Waldkauz gesellte sich hinzu. Da merkte der Jäger in der Krähenhütte die Absicht. Und da sich jagdbare Vögel an diesem Tage nicht anlocken ließen, kroch er hervor und zog den Ast mit der Eule einfach aus der Erde. Die Ärmste! Nicht einmal aufrecht sitzen durfte sie. Sie wurde getragen wie ein Knüppel, den einer unter den Arm geklemmt hat! Waagerecht. Und fiel doch nicht herunter?

Kein Wunder! Sie war ausgestopft und mit einem Mechanismus versehen; ihr geheimnisvolles Leben hing an einem Faden, an dem der Jäger in der Krähenhütte zog. Das hatte er so gemacht, weil er einen lebenden Uhu nicht auftreiben konnte.

Den Mitgliedern der Spinnstube aber war die Lösung dieses Rätsels versagt.

Eisfischer.

Von Leon Freiherrn von Campenhausen GDS.

Ein leichter Stoßwind fährt über die Eisfläche des Ladogasees und treibt feinkörnigen Schnee vor sich her.

Fern bis an den Horizont, durch nichts unterbrochen, dehnt sich das reine Weiß. Nur die Erlen am Ufer strecken ihre kahlen Äste gegen den grünblauen Himmel.

Der kleine Sohn des russischen Bauern steht auf dem Dach des Wohnhauses, hält den Schornstein umklammert und späht über die Eisfläche hin. Fern am Horizont hat er dunkle Punkte gesichtet. Jetzt gleitet er vom Dach herab, rennt zur Dreschscheune, stürmt hinein und schreit:

„Sie kommen, sie kommen."

„Wie groß sind sie?" fragt der Bauer.

„Als ich sie sah, waren sie so groß wie Haselnüsse, aber jetzt werden sie so groß wie Eier sein."

„Alio steig nur wieder auf den Ausguck, und wenn sie so groß wie Pferde, Menschen und Schlitten sind, dann ruf mich." Und wieder ergreift er eine Handvoll vom gedörrten und gebrochenen Flachs, schwengt ihn über den glatten Holzblock und schlägt mit dem großen weißen Holzmesser bis die letzten Hedeteilchen entfernt sind und der Flachs seidig glänzt.

Neben ihm arbeiten seine älteren Söhne. Wisch — wisch — wisch — schlagen die Messer, und gelbliche Hedeflöckchen fliegen durch das Halbdunkel der Scheune. Aus dem Darraum nebenan quellen Rauchschwaden durch die Ritzen der schwarzbraunen Luke.

„Sie sind da", schreit es vom Wohnhausdach.

Der Bauer legt das Schlagmesser aus der Hand und stampft dem See zu. Dort, einige hundert Meter vom Ufer entfernt, beginnt lebhaftes Treiben.

Die Eisfischer sind da. Woher sie kommen, ist eigentlich nie ganz klar geworden. Irgendwoher, aus der weiten weißen Ferne kommen sie Jahr für Jahr mit ihren bepackten Schlitten und den kleinen zottigen Pferdchen.

Aus den Schlitten mit den unbeschlagenen Eichenholzsohlen kommen lange Netze zum Vorschein, Holzkübel, Eimer, eiserne Haken, Brechstangen, Äxte, Weidenkörbe, lange Holzstangen, Senksteine, Korkschwimmer, Säcke mit Speck und Schwarzbrot, Lindenbastmatten und Heu.

Bald krachen schwere Schläge. Lange Reihen von Löchern schlagen die Ankömmlinge in das Eis, schieben lange Stangen hinein und ziehen das Netz unter dem Eise langsam immer weiter von einem Loch zum andern. In weitem Bogen durch dieses fischreiche Gewässer.

Plötzlich heult das Eis auf, und aus der Tiefe brüllen Donner herauf, als führen unsichtbare Riesen auf haushohen Lastwagen dröhnend über den See. Nikita, der oberste der Fischer bekreuzt sich und murmelt ein Gebet.

Mit seinen 82 Jahren hatte er manches erlebt.

Einmal war während des Fischens eine breite Spalte entstanden, wodurch zwei seiner Söhne von der Hauptgruppe abgetrennt wurden. Die beiden hatten das Ufer nicht erreicht. Die Nacht hatte sie in die Irre geführt, und der Treibschnee ihnen den Verstand verwirrt. Niemand hat mehr von ihnen gehört. Man hat aber damals öfter als sonst die Kolkraben über die Eisfläche segeln sehen und ihr krächzender Schrei hat freudiger als sonst aus ihren rauhen Kehlen geklungen.

Jetzt wird das Netz gezogen. Und bald zappeln die Fische in glitzernden Haufen, schnellen hoch und klatschen mit ihren Schwänzen gegen das glasklare Eis. Fette Brachsen, Barse, Hechte und Weißfische. Die Sonnenstrahlen schießen gegen das blanke Eis, prallen zurück, treffen die glitzernden Fische und springen mit ihnen in wirbelndem Tanz. Bald ziehen die beladenen Schlitten dem Bauernhofe zu.

Das Feuer prasselt im Herde. In den Gläsern dampft der Tee. Der alte Nikita geht hinaus, macht sich bei seinem Schlitten zu schaffen, kommt mit einem großen Sack, der gefüllt mit fetten Brachsen ist, wieder und macht diesen dem Bauern zum Geschenk. Dann streckt er sich auf die Bank und wendet sein Gesicht der rauchgeschwärzten Wand zu. Und als er spricht, hat seine Stimme einen hohlen Klang.

„Das war mein letzter Winterfischzug. Ich werde alt. Die Augen werden trübe und die Kniee zittern. Ich komme nicht wieder. Und nun werde ich dir, Bauer, sagen, warum ich dir und deinem Vater seit 57 Jahren nach jedem Fischfang den Sack mit den schönsten Fischen brachte.

Ich war 25 Jahre alt. Mein Vater und ich hatten uns verirrt. Im Schneesturm auf dem See. Nach dem Fischfang. Wir erreichten endlich das Ufer. Es war eine weite Fläche ohne Baum und Strauch. Wir waren nahe daran zu erfrieren. Wir und die Pferde.

Da sahen wir eine Heuscheune stehen. Wir brachen sie ab. Stück für Stück. Und verbrannten sie. Stück für Stück. Und an dem Feuer wärmten wir uns bis die Sonne kam.

Und die Scheune war eure!"

In der Stube ist es still. Nur die alte Wanduhr mit den roten Rosen auf dem weißen Zifferblatt tickt leise und eilfertig.

Plötzlich holt sie aus. Klapp — schnurr — und dann schlägt sie mit dünner Stimme.



Im Bilde.

„Sieh, das dort ist der Sohn des Photographen."
„Soso! — Aber schlecht entwickelt!"

Beispiel.

„Warum haben Sie die Hand verbunden?"
„Habe meiner Frau einen Gurkenhobel geschenkt und ihr gezeigt, wie praktisch er ist."

Guter Rat.

„Ich kuriere mich selbst nach Büchern."
„Sehen Sie sich vor, daß Sie nicht an einem Druckfehler sterben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.